

Der Kakadu.

8]

Erzählung von Anna Croissant-Rust.

Guller stand am Fenster und trommelte an die Scheiben. „Ach was, Blödsinn ist alles. Vielleicht sind Sie gar nicht so tränenweidlich, wie ich meine. Ich bin nur wütend heute und trage Ihnen meine schlechte Laune schlecht garniert auf dem Bräntierteller her. Als wenn Sie so was bremmend nötig hätten! Der Mensch ist eben hundsgeheim, wenn er Hilfe braucht und schert sich den Kack, ob's dem anderen angenehm ist. Alles pack, pack! Halt ihn und klammer dich ordentlich an, wenn dem Kerl auch der Atem ausgeht, du brauchst doch Hilfe! Ist ja ein Unsinn — das mit dem Selberfertigwerden! Das plappert man so nach und brühtet sich noch damit. Heimlich aber schreit man vielleicht nach einem, der das Geflenn mit anhören und helfen könnte! Nur wenn man keinen haben kann, probiert man's allein und tut, wie wenn man stolz und erhaben wäre, so prachtwoll allein fertig zu werden. Sonst habe ich über den ganzen Mist gelacht, aber heute muß ich Ihnen sagen: Geld futich, Gedanken futich, Arbeitslust futich, Konkurrenzarbeit futich, ich weiß nicht, wo an und aus! Da hilft nichts als vergeffen, sich einen Kack machen. Mit Bier oder Wein, oder Musik, oder einem Mädchel, je nach der Natur, all eins, nur stärker muß es sein, stärker als das, was einem im Augenblick in den Knochen liegt. Herrgott! Tanzen und Singen und Schreien und ein Mädchel an mich drücken, daß mir der Atem ausgeht, das möcht' ich jetzt! Ich weiß nicht, ist es Freud' oder Schmerz, oder Born oder Liebe, nur rrraus, rrraus damit!“

Er lief immer schneller im Zimmer umher.

„Apostel der Freiheit!“ spottete Frida.

„Freiheit! Ein schöner Gedanke das! Aber 's havert allweil noch damit, wie mir scheint! Ach ja, für mich allein niht's mir ja doch nichts, ich kann ja nicht frei sein, wenn die um mich rum auch nicht frei sind, und ich kann nichts tun, ohne denen auf die Köpfe zu spucken. Ein zweifelhaftes Vergnügen bleibt das immerhin, und so einseitig ist es!“

„Ich meine, Sie haben kein Geld, das ist's!“

Guller drehte sich um.

„Es scheint, Sie haben Menschenverstand. Freilich hab' ich nichts mehr. Keinen Piennig.“

„Ich möchte, — — — wollen Sie? Ich könnte Ihnen freilich nur zehn Mark —“

„Zehn Mark? Ein Riesenkapital für mich. Sehen Sie, wie wunderbar von der Vorsehung, daß Sie auf der Welt sind! Nun haben Sie einen Zweck! — Nein, wirklich, von Ihnen nehm' ich's gern, nur entbehren dürfen Sie deshalb nichts!“

„Ich entbehre nichts, wenigstens vorderhand nicht.“

„Einen heiligen Eid! Sie kriegen's zurück. Die übrigen hab' ich nämlich mehrschdendeels angeschmiert! Eigentlich verdien' ich es ja gar nicht, daß Sie so gut mit mir sind; warum sind Sie denn so gut mit mir, Frida? Es ist Ihnen doch nicht schlecht? Was schauen Sie mich denn so komisch an? Sind Sie krank?“

„Nein, ich konnte nur nicht schlafen heute nacht, der Hausmeister hat wieder Skandal gemacht, die arme Frau! Ich muß nun ruhen, ich bin furchtbar müde, mein Kopf brennt, bitte gehen Sie jetzt!“

Guller sprang die Treppe hinab und pfiif. Wahrhaftiger Gott, er pfiif in der größten Fröhlichkeit, der ganze Welt-schmerz war fort! Und die Tür des Ateliers ließ er sperrangelweit offen und rumorte drinnen mit allem Ueberdruß an Kraft, dessen er fähig war; er hatte ganz vergessen, daß Frida schlafen wollte.

Reiß sah, als sie am Abend heimkam, daß das Atelier offen stand, und daß ein breites Lichtband, aus dem zweiten Raum kommend, in das dämmerige Grau des niedrigen ersten Raumes fiel. Reiß grüßte es ganz angenehm, denn das Atelier sah fremd und schwarz aus, und die Schatten ließen die Umrisse der hellen Figuren ins Riesenhafte wachsen. Sie schlüpfte schnell hinein, sich vorsichtig rechts und links nach dem anderen Zimmer durchastend.

Guller lag auf dem Sofa und ließ die Füße über die Seitenlehne hängen; er hatte einen Maßkrug vor sich stehen, starrte an die Decke und rauchte Zigaretten. Reiß klopfte fest an die halb offene Tür. Sofort fuhr Guller erschreckt auf, daß seine Schlappschube mit Gepolter hinterfielen. „Jezzas, Sie! Ich hab' gemeint, die Frida. Bei Ihnen kann ich doch so bleiben?“

„Die wär' Ihnen wahrscheinlich lieber gewesen?“

„Dummes Geschwätz! Uebrigens, die kommt doch net.“

„Wer weiß, — wenn man bis über die Ohren — na, i sag nix.“

„Reiß, was reden's denn da?!“

„Nix, nix! Hab nix a'faat.“

„Stimmeldonnerwetter, machen Sie keine dummen Geschichten.“

„Ich sag nix mehr. Und nachher, Sie haben's ja schon selber gesagt, daß sie einmal bei Ihnen war!“

„Ich war krank damals, — ich lasse nichts über Frida kommen, hören Sie? Und wenn Sie nur deswegen herein-gegangen sind —“

„Fressen's mich nur net, ich geh lieber wieder. Is das ein galanter Mensch! Zuerst fällt man sich zu Tod in seinem Atelier, nachher biet' er ei'm keinen Sitz an, und zuletzt wird man nausg'schmissen.“

Guller war zur Tür gegangen und hatte sie abgeschlossen.

„So, jetzt sehen Sie sich und reden Sie anständig. Sagen Sie, was Sie wollen, denn Sie wollen was. Daher, Heines Affel, zu mir aufs Kanapee. Wollen Sie trinken? Ja? — So is recht. So mag ich Sie. Und brav sein und anständig und nicht die Leut' ausrichten!“

Reiß zog einen schiefen Mund und wackelte beleidigt mit dem Kopfe.

„Sie! Hören's! Sagen Sie's fein der Frida net, daß Sie mich heut bei Schleich a'gehen haben.“

„Ist leider schon geschehen, Sie Unschuldslamm!“

„Sie sind mir ein Schöner! Müßten Sie einen so verflagen? Daß wir grad bei Schleich waren, hätten Sie net zu sagen brauchen!“

„Ich meine, meine weiße Taube, es wäre besser, wenn Sie nicht gerade in die düstersten Ecken bei Schleich gingen.“

„Geschmacksfach! Mir a'fällt's dort!“

„Reiß! Reiß! Ich meine alleweil! —“ er drohte mit dem Zeigefinger.

„Ja, heiraten tut er mich net!“

„Warum süßren Sie dann die Frida an und sagen, er sei Ihr Bräutigam?“

„Sonst laßt sie ihn nicht herkommen.“

„Warum leidet Ihre Mutter dieses zarte Verhältnis nicht, und warum setzt er sich in die düstersten Ecken und geht nur am Abend mit Ihnen?“

„Was brauchen denn Sie das zu wissen? Das ist doch meine Sach! Das geht keinen Menschen was an.“

„Doch, Frida geht es an.“

„Sie, die darf still sein! Jetzt kenn' ich mich aus, hören's auf mit der!“

Und nun fing sie an, die ganze Geschichte zu erzählen, die sie heute nacht von Frida gehört. Alles.

„Mich wunderl's, daß sie mir's gesagt hat. Bei uns zu Haus kein Wörtl, und heut nacht die ganze Historie. Und a'meint hat's, daß sie's nur so geschüttelt hat. Mich hat sie arg gerent, und ich hab' mitweinen müßen. Aber so dummt Einen ganz armen Kerl nimmt sie sich, der sie noch dazu süßen läßt und keinen Piennig nicht gibt! Jetzt ist sie auch nig weiter wie eine arme Stickerin.“

Guller hörte ihr zerstreut zu, es war ihm unbehaglich bei der Geschichte, ja er kam sich fast wie ein Ausshorcher vor. Frida tat ihm wirklich leid, sie war doch ein nobler Kerl und mußte sich von der fixen kleinen Kröte da bemitleiden, oder gar verachten, zum mindesten aber an der Nase herumführen lassen.

„Gand drauf, Reiß, daß Sie keinem was von der Geschichte sagen!“

„Haben Sie's wirklich net gewußt?“

„Ich? Nein! Wie sollt' ich auch. Aber Du, gewiß keinem was sagen, gelt? Berisprich mir's! So! So!“

Als er ihre Hand hatte, zog er sie näher. Sie gab langsam nach, bis sie direkt vor ihm stand. Nun kam's wieder über ihn wie heute nachmittag: Ein Mädel an sich drücken, daß ihm der Atem ausgeht — und er preßte sie an sich, daß sie kaum sich rühren konnte, küßte sie wieder und wieder, soviel sie sich auch sträubte, bis sie endlich laut schrie. Da war's gleich vorbei bei ihm; er gab ihr sogar noch einen kleinen Stoß.

„Du riechst nach Zigarren, geh fort Du! Du — Du — Judenmädel.“

Resi stand zuerst perplex, dann konnte sie vor Zorn nichts herausbringen, bis sie endlich die Zigarettenpackung erwißte, die auf dem Tische stand, sie auf den Boden warf und zertrampelte.

„Dal Dal Du Grobian! Da schon an! Alles sag' ich der Frida! Alles sag' ich ihr!“

Und zur Bekräftigung, daß es kein Geheimnis war, wenn sie Huller besuchte, schmiß sie die Ateliertür dermaßen zu, daß ein Relief mit Gefrach umfiel und zerbrach. Huller hob die beiden Stücke auf, fügte sie in Gedanken wieder zusammen, wie einer, den die ganze Geschichte nichts angeht, bis ihn eine plötzliche Wut packte und er die beiden Stücke dröhnend zur Erde warf, daß sie zersplitterten. (Fortf. folgt.)

Der Laubentkollist.

In meiner letzten Unterredung mit Briekle hatte ich ihn darauf aufmerksam gemacht, daß es mit der Obstblüte noch schief gehen könne. Und noch ehe unser Gespräch hier erschien, war die Sache schon schief gegangen. An Dürre, Hagelschlag und anderes Ungemach hatte ich schon gedacht, aber kaum noch an einen Spätfroht. Und ein solcher kam, und zwar in der Nacht vom 2. zum 3. Mai. Als ich am 3. Mai, einem Sonntag, in aller Herrgottsfröhe zu meinen Bäumen ging, sah ich, daß das Unheil geschehen war. Wohl hatten die frühen Blüher, also Aprikosen, Pflirsche, Kirschen und Birnen bereits abgeblüht, ja, waren auch schon befruchtet und die Fruchtböden in starkem Schwellen begriffen; aber der Frost hatte auch diese vernichtet, denn ihre grüne Farbe war einer verhängnisvollen schwarzen gewichen. Bei den Äpfeln, die meist noch in vollem Flor standen, hatten sich die Blütenblätter mehr oder weniger auffällig vom Weiß in Orange und Gelb verfärbt. Bedenklicher aber als diese Verfärbung der Blütenblätter, die nur Schanapparate sind, war die Verfärbung der Staubfäden und Griffel. Wie die werdenden Früchte, so hatte dieser verhängnisvolle Nachtfrost neben den offenen Blüten auch die Knospen getroffen, die wohl noch zum Erblühen gelangten, aber keine Früchte ansetzten. Dieser Nachtfrost ist nur sichtlich verhängnisvoll geworden; er hat nicht überall gleich verheerend gewirkt, mehr in freier Lage als in solchen Gärten, die von Baulichkeiten eingeschlossen oder von Waldbeständen umgeben sind. Solche Lagen sind in der Regel die ungünstigeren, in der verhängnisvollen Nacht haben sie sich aber als die günstigeren erwiesen. Auch Apfelsorten, die im Vorjahre den wiederholten verhängnisvollen Spätfrösten, die uns Temperaturen bis zu — 7½ C. brachten, einigermassen trohnen, wie der schöne Herbstapfel Charlamowst, sind diesmal vollständig vernichtet. Empfindlicher als im Vorjahre zeigte sich auch der Grabenstein, gleich empfindlich schöner von Voskoop, dessen Anpflanzung der Frostempfindlichkeit seiner Blüten halber nicht weiter empfohlen werden kann. Gar nicht gelitten haben Himbeeren, fast gar nicht Stachelbeeren und Johannisbeeren, während Erdbeeren, deren erste und beste Blätter dem Frost zum Opfer gefallen sind, nachträglich noch reichlich gute Blüten zur Entwicklung brachten. Diese lassen aber nur verhältnismäßig kleine Früchte erhoffen, denn die erste Blüte dieser Veerenstaude bringt immer die feinsten und stilllichsten Früchte.

Briekle ist mit seinem Optimismus leider wieder einmal gründlich hineingefallen, und wenn er sich allein weiß, ballt er beide Fäuste in den Taschen. Ein schwacher Trost ist ihm geblieben, denn seine Sauerkirschen haben nicht allzu sehr gelitten und versprechen schließlich doch noch eine halbe Ernte.

Die diesjährige Obstmiternte wird nun die vierte einer ununterbrochenen Kette von Missernten sein. Die erste dieser Missernten war 1911 infolge der ungeheuren Dürre und Hitze zu verzeichnen, während wir die drei nachfolgenden den schweren Spätfrösten zu verdanken haben. Daß Spätfröste dreimal hintereinander so vernichtend auftreten, gehört glücklicherweise zu den Ausnahmen. Zu rechnen haben wir in unserem Klima mit solchen Frösten immer, daneben muß man mit gelegentlicher Dürre, mit Sturm und Hagelschlägen rechnen. Es geht also nie alles nach Wunsch; im allgemeinen kann man als Obstzüchter zufrieden sein, wenn man im Durchschnitt alle drei Jahre eine gute, in den Zwischenjahren schwächere oder Mittelernte hat.

Für den Laubentkollist kommt ja der Obstbau weniger in Frage, bei ihm steht die Gemüsezücht obenan, und der Parzellenbesitzer pflügt Obst- und Gemüsebau zusammen zu betreiben; er kann also immer mit Ernten rechnen, mit doppelten, wenn er ein gutes Obstjahr hat, mit einfachen, wenn nur das Gemüse gerät. Auch die Gemüseernten sind ja mehr oder weniger von der Bitterung

abhängig, aber doch nicht so sehr wie der Obstbau. Hagelschläge können auch der Gemüsekultur böse mitpielen, Dürre kann die Erträge beeinträchtigen, da in ihrer Gefolgschaft in der Regel Pilz- und Insektenschäden auftreten, aber solchen Schäden kann man durch vermehrten Arbeitsaufwand, d. h. durch reichliche Bewässerung und sachgemäße Schädlingsbekämpfung entgegenarbeiten.

Wir hatten bis gegen Ende Mai auch eine Trockenperiode zu verzeichnen, während das Getreide auf dem Felde ganz spitz geworden war, d. h. die an und für sich schmalen Blätter waren merklich zusammengegerumpelt. Ende Mai ist nun endlich Regen gefallen und zwar nachhaltiger. Der Gartenfreund kann beobachten, wie nach solchem Regen alles auflebt, wie die Baumfrüchte schwellen, die Gemüse eine frischere, tiefere Färbung annehmen und krafftrohendes Laub treiben. Bei der Gartenkultur muß man sich immer vor Augen halten, daß sowohl der Bedarf der Obstbäume als auch aller Gemüsearten an Wasser die durchschnittlichen Niederschlagsmengen sehr erheblich übersteigt. Besonders groß ist der Wasserbedarf bei allen Kohlgewächsen und bei jenen Gemüsepflanzen, deren Früchte wir genießen, also bei Kürbissen, Gurken und Tomaten. Von den Obstarten haben Pfämen den größten, Kirschen den geringsten Wasserbedarf, vom Beerenobst stellt die Himbeere die größten Ansprüche an die Bewässerung, Doppelt groß und die durchschnittlichen Niederschläge ganz erheblich übersteigend sind die Wasseransprüche unseres Kulturlandes dann, wenn wir zugleich auf ein und derselben Fläche Obst- und Gemüsebau betreiben. In diesem Falle kommt man nur bei vorwiegend trüber Bitterung einige Zeit über die künstliche Bewässerung hinweg. Das Siehen ist also während der Sommermonate nicht nur die wichtigste, sondern gleichzeitig auch die zeitraubendste Arbeit, namentlich da, wo man das Wasser im Schweiße seines Angesichts pumpen muß. Natürlich sind die Ansprüche an künstliche Bewässerung auf den einzelnen Parzellen verschieden, je nach Bodenart und Grundwasserstand. Es gibt Gelände, auf denen das Grundwasser so hoch ansteht, daß ohne Entwässerung, Drainage genannt, überhaupt keine Kultur möglich ist. Auf solchem drainierten Gelände kann man nur dann erfolgreich Obstbau betreiben, wenn das Grundwasser auf mindestens drei Meter Tiefe abgeleitet ist. Unsere Moorböden in der Provinz haben meist einen so hohen Grundwasserstand, daß, nachdem die frischgepflanzten Gemüse einmal angegossen sind, jede weitere Bewässerung überflüssig ist. Keine Lehmböden und tonige Lehmböden halten das Wasser lange an; das ist unserm Sandboden gegenüber ein Vorteil. Der Nachteil dieser Bodenarten, die übrigens sonst vorzüglich sind, und zu dem weizen- und rübenfähigen gehören, besteht aber für die Gartenkultur darin, daß sie nach jedem Regen fest und hart werden und dann bei eintretendem Sonnenschein reihen. In solchen Böden muß man bald nach jedem Regen alle Kulturen gründlich durchhacken, um die obere Bodenschicht wieder locker zu bekommen, und um das hier stark wuchernde Unkraut, namentlich die Quede, nicht überhand nehmen zu lassen. Diese Gadarbeit ist weniger erforderlich in sandigem Lehmboden, den wir wohl als beste Bodenart für Gartenkultur bezeichnen können, und noch weniger in unserm reinen Sandboden. Aber auch unsern Sandboden müssen wir öfter durchhacken, einmal um das Unkraut zu bekämpfen, dann auch, um die Oberschicht so locker wie möglich zu halten. Ist die Erdmasse eine feste, ungelockerte, so vermag die Sonne dem Boden den natürlichen Wassergehalt bis in größere Tiefen zu entziehen, ist die Oberfläche aber locker, so trodnet sie allein unter dem Einfluß der Sonne bis zur Staubtrockenheit aus, während den unteren, festeren Schichten die natürliche Feuchtigkeit länger erhalten bleibt.

Für Gadarbeit sind alle unsere Gemüsearten außerordentlich dankbar, aber auch der Obstbaum. Das erweist schon ein Vergleich der Früchte von Obstbäumen, die auf harter Chaussee oder in Rasenplätzen ober auf Weiden stehen, mit den Früchten gleichwertiger Sorten aus wohlgepflegten Gärten, also aus gelodertem Erdreich. Im Gemüsegarten erfordern namentlich alle Kohlsorten ein häufiges Behacken. Sobald die Pflanzen erkranken, wird mit dem Behacken auch das Behäufeln verbunden, d. h. man zieht die Erde im Umkreise hügelartig um jede einzelne Kohlpflanze heran, was die Wurzel- und Stammbildung derart fördert, daß die Pflanzen selbst später nach Bildung der schweren Köpfe fixam und fest stehen. Ein gut genährter Kohlkopf kann ein Gewicht von 20 Kilogramm und mehr erreichen. Kartoffeln werden zweimal behackt und dann gelegentlich der dritten Behackung behäufelt. Dies Behäufeln der Kartoffeln ist nicht in allen Landesteilen üblich, im märkischen Sandboden aber absolut erforderlich, wenn man eine reiche Ernte schöner Kartoffeln erzielen will. Auch Hülsenfrüchte, also Erbsen und Bohnen, ferner Gurken und Kürbisse sind für das Behäufeln dankbar.

Im Gemüsegarten unterscheidet man bekanntlich zwischen stark zehrenden und anpruchloseren Gemüsearten. Die stark zehrenden sind die, deren Blätter, Triebe, Blüten oder Früchte wir genießen, also alle Kohlsorten, Gurken, Kürbisse, Tomaten, Artischocken, Rhabarber, Spargel, dann auch Salat und Spinat. Vielen diese Gewächse genügt die übliche Frühjahrsmistdüngung nicht, namentlich jenen nicht, die längere Zeit bis zur vollständigen Ausbildung brauchen, also Kopfs-, Blumen-, Rosen- und Blätterkohl, Gurken, Kürbisse und Tomaten sowie den ausdauernden (Spargel und Rhabarber). Diesen müssen wir im Sommer zur Erzielung größerer Ernten mit flüssiger Düngung nachhelfen. Die beste Zeit zu solcher ist regnerisches Wetter. Die beste Wirkung erzielt man mit Latrine, reichlich mit Wasser verdünnt, mit strohfreiem Kuh- oder Schafdung, wovon man eine gute Portion in eine danach mit Wasser zu füllende

Witte gibt, das Ganze gründlich verrührt, dann vergären läßt und hiervon dem Gießwasser kleinere Mengen zusetzt. Es ist besser, öfter, aber stets mäßig, als seltener und zu stark zu düngen. Pflanzen, deren Blätter wir genießen, bei denen wir also auf eine reichliche Blattbildung hinarbeiten, sind bekanntlich sehr dankbar für sehr stickstoffhaltige Düngemittel; solche sind Geflügelmist und Hornspäne. Geflügelmist wird auch in Wasser verrührt, da er aber sehr häßig ist, darf man ihn nur in Lösungen verwenden, die nicht mehr als 400—500 Gramm auf 100 Liter Wasser enthalten. Hornspäne füllt man am besten in einen kleinen Beutel, den man ins Gießwasser hängt, in dem sie sich ganz allmählich im Verlauf von Wochen zerlegen. Hängt man einen Beutel mit 200—300 Gramm Hornspänen in eine 100 Liter Wasser fassende Witte, die nach dem jedesmaligen Entleeren immer wieder gefüllt wird, so kann man mit dem Wasser aus dieser Witte alle stickstoffempfindlichen Gewächse jederzeit und bei jeder Bitterung unbedenklich gießen. Die Nährsalzlösungen, also mineralische Dünger, sind für mageren Sandboden wenig empfehlenswert, in Moorböden und in sonst gutem, humusreichem Erdreich können sie indessen angewendet werden, aber nur in sehr schwachen Lösungen, d. h. 1—2 Teile Nährsalz auf 100 Teile Wasser, also 1—2 Gramm auf 100 Liter Wasser. Von solchen Nährsalzen und Univerfaldüngemitteln sind für die angegebenen guten Bodenverhältnisse Wagners, Neumanns, Vierkes und Floranährsalz in etwa gleicher Weise zu empfehlen, aber das erstgenannte gilt für das Beste, weil es den größten Stickstoffgehalt hat und frei von allen schädlichen Bestandteilen ist. Die Nährsalze enthalten die wichtigsten Pflanzennährstoffe, also Stickstoff, Phosphorsäure und Kali im durchschnittlich richtigen Verhältnis, indessen keinen Kalk, weshalb ihnen, wenn sie wirken sollen, in kalkarmem Boden eine Kalkdüngung vorausgehen muß. Ich muß aber immer wieder nachdrücklich darauf hinweisen, daß in humusarmen Böden jede Ausgabe für mineralische Düngemittel zum Fenster hinausgeworfen ist, da ihre Wirkung in solchen niemals befriedigt. Hd.

Im Kosakendorf.

6)

Von Maxim Gor'ki.

„Ein böser Mensch war's und ein Trunkenbold. In seiner Wackstube trafen sich die Nonnen zur Nachzeit mit den Herren, die zur Jagd kamen, und trieben da allerhand Unzucht. Auch mich suchte er dazu zu verleiten, und wie ich nichts davon wissen wollte, schlug er mich so lange, bis ich schließlich nachgab. Ich verliebte mich in einen der Herren und lebte mit ihm, wie aber seine Frau dahinterkam, schlug sie Lärm und setzte mich durch, daß mein Mann von seiner Stelle fortgejagt wurde. Reich war sie und hübsch, wenn auch etwas gar zu dick, und ertrug's nicht, ihn bei 'ner anderen zu wissen. Bald darauf starb mein Mann — am Laurentius-tage, zu viel Branntwein hatte er getrunken; mein Väterchen war schon vorher gestorben. Ich ging zur Stiefmutter, die meinte aber: „Was soll ich mit Dir? Sieh zu, wo Du bleibst!“ — Sie hatte ja auch recht: was sollte sie mit mir? Ich suchte nun wieder das Kloster auf, doch auch da war meines Bleibens nicht, wie ich bald einsah. Die alte Mutter Tatjana, meine Lehrerin, riet mir: „Zieh' in die Welt, Tatjana, vielleicht findest Du doch noch Dein Glück!“ So zog ich denn aus — und ziehe hin und her, hin und her . . .“

„Nicht richtig hast Du es angefangen, Dein Glück zu suchen . . .“
 „Ich versteh's eben nicht besser, siehst Du . . .“
 Das nächtliche Dunkel erschien nun nicht mehr wie ein gleichmäßig schwarzer, undurchdringlicher Vorhang, es war an einigen Stellen durchsichtiger geworden, während es an anderen schwere, dicke Falten bildete.

Ueber die Dächer der Kosakenhäuschen ragte der Kirchturm zum Himmel auf, erhobnen sich schlante Pappeln, und an der Kalkwand der Hütte wurden Sprünge und Flecke sichtbar, daß sie aussoh wie die Karte irgendeines unbekanntes Landes.

Ich schaute in die dunklen Augen der Frau: sie hatten einen trocknen Glanz und einen melancholisch-naiven Ausdruck, wie bei einem halbwüchsigen Mädchen.

„Sonderbar bist Du doch . . .“, sagte ich zu ihr.
 „Ich muß schon so genommen werden, wie ich bin!“ versetzte sie und beleckte sich mit der dünnen Kapuzenunge die Lippen.

„Was suchst Du eigentlich in der Welt?“
 „Ich weiß schon, was ich suche. Einen ehrlichen, fleißigen Mann will ich mir suchen, und dann nehmen wir zusammen ein Stück Land in Besitz . . . irgendwo bei Neu-Athos, ich kenne dort sehr schöne Stellen, bin dort gewesen. Einen Fruchtgarten richten wir uns ein, einen Gemüsegarten, auch ein Stück Ackerfeld . . . eine richtige Wirtschaft!“

Ihre Worte klangen immer bestimmter und zuverlässiger.
 „Wunderschön soll alles werden . . . Und dann kommen noch andere Ansiedler dazu, und wir sind schon alteingesessene und stehen in besonderer Achtung. Immer mehr und mehr kommen an, bald ist ein ganzes Dorf, eine schöne neue Ortschaft zusammen, und mein Mann wird zum Dorfvorsteher erwählt. Hübsch sauber würde ich ihn halten, wie einen Herrn. Und im Garten würden die Kinder spielen, und eine Laube würde darin stehen . . . ach, wie herzlich könnte man doch leben!“

Sie hatte sich ihre Zukunft in der Tat recht hübsch ausgemalt und zeichnete das neue Dorf mit allen Einzelheiten, als hätte sie lange Zeit darin gewohnt.

„So recht behaglich möcht' ich leben . . . O Gott, wenn ich das einmal erreichen könnte! . . . Zuerst muß ich freilich den Mann finden . . .“

Ihr Gesicht hatte etwas so Trauriges, ihre Augen blickten sanft in die entweichende Nacht und ruhten freundlich auf allem, worauf ihr Blick fiel. Mir tat sie tief innerlich leid, daß ich dem Weiben nahe war, und um das zu verbergen, sagte ich scherzend:

„Könntest Du mich nicht dazu brauchen?“
 Ein leichtes Lächeln huschte über ihr Gesicht.
 „Nein . . . Du eignest Dich nicht dazu . . .“

„Warum nicht?“
 „Weil Du anderes im Sinne hast . . .“
 „Wie kannst Du wissen, was ich im Sinne habe?“

Sie rücte von mir ab und sagte trocken:
 „Ich seh' Dir's an den Augen an . . . Reden wir nicht davon, es hat keinen Zweck . . .“

Wir saßen auf einem knorrigem Eichenklotz, der ganz schwarz war von Feuchtigkeit. Sie klopfte mit der flachen Hand auf den Klotz.

„Sie leben hier nicht schlecht, die Kosaken,“ sagte sie, „und doch könnt' mir's bei ihnen nicht gefallen . . .“
 „Was mißfällt Dir denn?“

„Langweilig find' ich's hier. Alles ist reichlich vorhanden, aber langweilig ist's . . .“
 „Auch anderswo wird es Dir langweilig vorkommen . . . Du wirst, glaub' ich, das nicht finden, was Du suchst . . .“

Sie schüttelte den Kopf.
 „Eine Frau,“ sagte sie, „hat keine Zeit, sich zu langweilen. Bei ihr heißt es: Kinder gebären, Kinder aufziehen . . . ist das eine herangewachsen, kommt das nächste an die Reihe. So vergehen ihr Frühling und Sommer, Herbst und Winter, ehe sie sich's versteht.“

Es hatte einen eigenen Reiz, in ihr ernstes, nachdenkliches Gesicht zu schauen. Ich hätte sie an mich ziehen und sie umarmen mögen, hoch es war mir, als ob die stille, öde Steppe mich warnte, es zu tun, als ob ich besser daran täte, so rasch wie möglich wieder hinauszuweichen, die reine Erinnerung an diese Frau in der Seele, und einjam der silberglänzenden, himmelan strebenden Bergwand entgegenzuwandern.

Aber wie sollte ich das — jetzt, da die Kosaken mir den Paß abgenommen?

„Und Du selbst,“ begann sie plötzlich und rücte wieder näher zu mir heran — „was suchst Du eigentlich?“
 „Nichts. Ich will nur sehen, wie die Menschen leben . . .“
 „Bist Du allein?“

„Ja.“
 „Ganz wie ich. O Gott im Himmel, wieviel einsame Menschen gibt's doch in der Welt!“

Die Dohlen erwachen und brüllen leise, es klingt, als ob irgendwo in der Ferne ein blinder Greis den Dudelsack spielte. Vom Kirchturm erschallen vier gellende Glockenschläge.

„Wie leben sie denn, die Menschen? . . .“ fragte die Frau.
 „Schlecht leben sie . . .“
 „Ja—a . . . Auch ich sehe es, daß sie schlecht leben . . .“
 Wir schweigen eine ganze Weile, dann sagt sie leise:

„Nun tagt es schon wieder, und ich habe nicht ein Auge zugetan. So geht es mir sehr oft . . . ich sinne, sinne, als wäre ich ganz allein auf der Welt, und als mühte ich alles auf neue Weise einzurichten . . .“

„Ein unwürdiges Leben führen die Menschen — in Zwietracht und Elend und unzählige Krankheiten, die ihre Armut und Dummheit mit sich bringt . . .“, antwortete ich und beginne voll Leidenschaft, meiner selbst vergessend, von all den trüben, beschämenden, qualenden Dingen zu sprechen, die ich gesehen.

„Nimm Dich selbst als Beispiel,“ sage ich zu ihr — „Du bietest ihm alles Gute, das Du nur geben kannst, Deine Freiheit, Deine Kraft, als Entgelt für seine Freundschaft, und er begreift Dich nicht! Aber darf man ihn darum anklagen? Wer hat's ihm gesagt, was das Gute ist?“

Sie legte mir die Hand auf die Schulter und sah mir, während ihr hübscher Mund sich leicht öffnete, gerade in die Augen.
 „O, das ist wahr!“ tönt es an mein Ohr. „Ganz richtig ist, was Du da sagst, du lieber Mensch: die Menschen wissen das Gute nicht zu schätzen!“

Dicht aneinander geschmiegt, schweben wir gleichsam durch den Raum hin, während die weißen Häuschen, die silbern schimmernden Bäume, die rote Kirche, die taubedeckte Erde, vom Lichte der Nacht befreit, immer heller und sichtbar werden und uns entgegenzukommen scheinen.

Die Sonne taucht empor; über uns schweben gleich Tausenden weißer Vögel, Schwärme durchsichtiger Wölchlein.

„O Gott,“ flüstert Tatjana und stößt mich dabei leicht an, „da gehe ich nun so einsam umher und sinne und sinne — worüber . . .? Na, Du lieber Mensch . . . alles das ist wahr . . .! Kein Mensch hat Mitleid mit irgend etwas . . . ach, wie wahr ist das!“

Und plötzlich sprang sie auf und zog auch mich mit empor, und dann schmeigte sie sich an mich, so fest, daß ich sie unwillkürlich zurückstieß; doch sie weinte, strebte mit Macht zu mir hin, küßte

mich mit ihren trockenen, rauhen Lippen — und diese Rüsse drangen mir zum Herzen.

„Nun, mein Lieber, Güter . . .“ flüsterle sie leise schluchzend, und mir war dabei, als entsiehe mir die Erde unter den Füßen.

Sie riß sich los, warf einen Wut über den Hof und ging mit festem Schritt nach einer Ede, wo unter dem Baune ein Busch hoch emporgewucherten Unkrautes stand.

„Komm . . . so komm doch . . .“

Dann saß sie, ihr Haar ordnend, in dem hohen Steppengraze wie in einer kleinen Höhle und flüsterle leise, mit verlegenem Lächeln:

„Wie das nur gekommen ist . . .! Nun, mag's schon geschehen sein . . . Gott wird mir verzeihen . . .“

Von Stauern erfüllt, wie im Traume, schaue ich sie dankbar an. Ich fühle mich schon so ganz besonders leicht: in meiner Brust war eine helle Leere, und gleich Schwalben am Himmel flücht in darin frohe Gedanken und Worte hin und her.

„In großem Kummer gibt auch eine kleine Freude schon Trost,“ höre ich sie sagen.

Ich blide auf die Brust der Frau: Tropfen blühen darauf, wie der Tau auf der Erde, und die röllischen Sonnenstrahlen spiegeln sich in ihnen — es scheint, als sei das Blut durch die Haut hindurchgetreten. Meine frohe Stimmung verflüchtet sich rasch, und den Tränen nahe, empfinde ich ein schmerzliches Bedauern: es ist mir, als wüßte ich, daß der volle Lebenssaft, der diese Brust erfüllt, ungenüht versiegen würde.

Als wollte sie sich vor mir entschuldigen, sprach sie ein wenig schwermütig:

„Was soll ich schon mit mir anfangen? Manchmal überkommt es mich so — es strömt förmlich ein auf meine Seele, daß mich die Brust schmerzt, und ich mich ganz enthüllen möchte, wie vor dem Monde . . . oder vor dem Flusse, wenn's heiß ist . . . Und hinterher schäme ich mich dann . . . Sieh' mich doch nicht so an! Was guckst Du denn so . . . wie ein Kind . . .?“

Ich kann die Augen nicht vor ihr abwenden und denke im stillen, daß sie zugrunde gehen muß auf den verfallenen Wegen, die sie wandelt.

„Wie bei einem Neugeborenen ist Dein Gesicht . . .“

„So dumm, meinst Du?“

„Ja, nicht sehr klug . . .“

Sie knöpfte ihre Jacke zu und fuhr dann fort:

„Es wird bald zur Messe läuten . . . Ich will gehen und zur Mutter Gottes beten. Du ziehst heute weiter?“

„Ja, sobald ich meinen Paß bekomme . . .“

„Wohin geht Dein Weg?“

„Nach Magir will ich. Und Du?“

Sie stand auf und zog ihren Rock über den Hüften zurecht. Schlant und wohlgestaltet stand sie vor mir.

„Wohin ich gehe? Ich weiß es noch nicht. Ich müßte nach Malschit gehen . . . aber vielleicht mach' ich auch nicht hin. Ich weiß noch nichts.“

Sie streckte mir die kräftigen, hübsch geformten Hände entgegen und sagte erröthend:

„Nun gib mir noch einen Kuß zum Abschied . . .“

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Die Königsmauer. Wilhelm Bloß gibt in seinen „Denkwürdigen Seiten eines Sozialdemokraten“ folgende Schilderung der berühmtesten Königsmauer: Um diese Zeit ward in Berlin die Königsmauer, nahe beim Rathaus, hinter der Königsstraße, abgebrochen. Dort kaufte die niedrigste Prostitution. Wir wollten uns diese historische Stätte feudaler und kapitalistischer „Kultur“ einmal ansehen. Nebel, Nuer und ich gingen abends zusammen dahin. Als wir in die unheimliche Straße kamen, hielten wir uns in der Mitte und gingen untergefaßt, denn es trieb sich dort viel gefährliches Gefindel umher, namentlich mit Dolchen und Revolvern bewaffnete Zuhälter, wie man uns sagte. Aber es belästigte uns kein männliches Wesen; die Zuhälter hielten sich wohl in den Häusern. Was ich sah, blieb mir unvergänglich. Rechts und links standen niedrige, dicht aneinandergebaute Häuser. Vor jedem Häuschen standen zwei oder drei Frauenzimmer, meist alt und dick, in kurzen, bis an die Knie reichenden knallroten Röden und durch die Nacht leuchtenden weißen Strümpfen. Als wir in die Straße einbogen, erscholl es flötend hüben und drüben: „Komm her, mein Liebchen, du sollst es gut haben, bei mir ist's gemüthlich“ usw. Da wir der „Versuchung“ nicht folgten und weiter gingen, so scholl die berühmte Einladung Gögens von Verlästungen und anderes im Chor hinter uns her, während vom nächsten Hause die Lockung kam, um sich dann auch in Gögens Einladng zu vermandeln. So schwirrte „Lockung“ und „Einladung“ von hüben und drüben, von hinten und vorn um uns her, während wir schreitend dahinschritten. Wir atmeten auf, als die Straße zu Ende war, und empfanden trotz des widerlichen Auftritts ein tiefes Mitleid für diese armen Opfer einer verkehrten Gesellschaftsordnung, die doch auch gute Frauen und Mütter hätten werden können, wenn sie nicht Elend und Ausbeutung in den Sumpf der Prostitution gestochen hätten.

Nebel auf See. Die entsetzliche Katastrophe der „Empress of Ireland“ lenkt wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf den schlimmsten Feind der Seeleute, den Nebel. Ueber den Gründen, die zum Untergang der „Titanic“ führten, hatte man die Gefahren durch den Nebel fast vergessen, und es ist bezeichnend, daß die ersten Depeschen über das Unglück angaben, daß es sich auch bei der „Empress of Ireland“ um einen Zusammenstoß mit einem Eisberg handele. Nun ist der Beweis erbracht, daß auch der Nebel Katastrophen von gleicher Größe hervorzurufen imstande ist.

Nach Möglichkeit hat man in den internationalen Seefahrtsbestimmungen versucht, die Gefahren, die den Schiffen durch den Nebel drohen, zu bekämpfen. Jede Minute sind Schallsignale durch Sirene oder Rebellhorn abzugeben, aber jeder, der einmal in der undurchdringlichen Finsternis eines dicken Nebels zur See gefahren ist, weiß, daß diese schaurigen Warnungszeichen wohl die Nähe eines anderen Schiffes anzeigen, daß es sich im Nebel aber nicht ausmachen läßt, von welcher Seite das Schiff naht.

Ferner ist die Bestimmung erlassen, bei Nebel mit „vermindeter Geschwindigkeit“ zu fahren. Das ist nur ein beßbarer Begriff. Ein Schiff, das gewöhnlich 23 Seemeilen läuft, hat verminderte Geschwindigkeit, wenn es mit der Fahrt auf 20 Knoten heruntergeht. Es ist ganz bekannt, daß diese Art der Auffassung oft schon zu schweren Unglücksfällen geführt hat. Denn der Kapitän eines Schiffes ist nicht nur für die Sicherheit seiner Passagiere und seines Schiffes verantwortlich, sondern auch von seiner Gesellschaft verpflichtet, möglichst schnell den Weg über See zurückzulegen. Da haben sich aus diesem Zwiespalt denn die Schiffsführer oft durch den Ausweg zu retten gesucht, mit der Geschwindigkeit nur ganz minimal herunterzugehen, um bei einer Katastrophe sich hinter der „verminderten Geschwindigkeit“ verschanzten zu können und gleichzeitig den Vorteil ihrer Gesellschaft bedacht zu haben.

Endlich kommen bei Nebel noch die Ausweichregeln in Frage, die gleichfalls international festgelegt sind. Aus der Stellung der grünen (Steuerbord) und roten (Backbord) Positionslaternen zu einander läßt sich mit Sicherheit der Kurs des fremden Schiffes und die Möglichkeit eines Zusammenstoßes erkennen. Die vorzunehmenden Manöver sind jedem seebefahrenen Menschen sofort klar. Die Ausweichregeln kennt jeder; diese Kenntnis wird noch durch leicht einzuprägende Verse unterstützt:

„Ist rot an Steuerbord zu sehn,
So mußt du aus dem Wege gehn.
Siehst du jedoch an Backbord grün,
Kannst ruhig deiner Wege ziehn.
Ist grün an grün
Und rot an rot,
Kannst ruhig sein,
Hat's keine Not.“

Heilkunde.

Nierenkrankheiten und Tuberkulose. Erst in den letzten Jahren wurde das Studium der Tuberkulose auf eine breite Grundlage gestellt. Während früher die Lungenschwindsucht allein im Mittelpunkt des Interesses stand, wissen wir heute, daß die Tuberkulose eine Infektionskrankheit ist, deren Erreger auf dem Blutwege verschleppt werden können und dann alle Organe des Körpers schwer zu schädigen vermögen. Viele früher durchaus unklare Krankheitsbilder wurden erst durch die letztjährigen Tuberkuloseforschungen klar gestellt. Es hat sich gezeigt, daß viele Nierenkrankungen die Folgen einer tuberkulösen Infektion sind, so z. B. die bekannte Addison'sche Krankheit. Auch das nächste Bettnässen der Kinder ist oft weiter nichts als das Symptom des Anfangsstadiums einer Nierentuberkulose. Da die Nieren die Filter sind, durch die alle chemischen Schädigungen des Körpers passieren müssen, so sind sie naturgemäß vielen Schädigungen ausgesetzt, namentlich bei ansteigenden Krankheiten, bei denen die Bakterienlast den gesamten Organismus überschwemmen. So disponieren Scharlach, Nachenbräune und Halsentzündung die Nieren für die Ansiedlung von Tuberkelbazillen. Ueber die Hälfte aller Schwindsüchtigen zeigen Tuberkuloseherde in den Nieren. Casper fand, daß die Hälfte aller Nierenentzündungen auf Tuberkulose beruht. Auch das sogenannte Nieren-Amphloid, eine Entartung des Nierengewebes, steht mit der Tuberkulose im engen Zusammenhang. Wo die Tuberkulose bei Amphloidentzündungen auftritt, läuft die Krankheit ausnahmslos tödlich ab. Bei den chronischen Nierenentzündungen ist man noch nicht vollkommen über den Zusammenhang mit der Tuberkulose klar. Man hat versucht, eine etwaige tuberkulöse Grundlage dieser Nierenentzündungen durch die Tuberkulinproben festzustellen, und hat gefunden — wenigstens bei einzelnen Untersuchungsreihen — daß 1/3 von unklaren chronischen Nierenentzündungen auf Tuberkulose beruhen. Ähnliche Erfahrungen wurden in einem englischen Kinderhospital gemacht. Auch bei der allgemeinen Ueber-schwemmung des Blutkreislaufs und der Organe mit Tuberkelbazillen werden die Nieren schwer in Mitleidenschaft gezogen. Natürlich ist die Prognose wegen der Wichtigkeit der Nieren sehr ernst. Die Verhütung des Weiterumfingreifens der Tuberkulose wird auch gleichzeitig die Zahl der schweren Nierenentzündungen erheblich herabsetzen.